

# Die arme Welt

Nr. 18

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1901

## Der Förster von Konradsreuth.

Roman von Nicolaus Krauss.

(Fortsetzung.)

Nach einer halben Stunde trat zur Rechten der Wald zurück. Knapp am Wege erhob sich ein Gemäuer, eine Bethaus stand davor, den Zwischenraum füllten ein Duzend Krücken. Zu Lene's Brust war Freude, ein stiller Jubel, dem sie keinen Namen geben konnte. Fast gleichgültig giug ihr Blick über das Bethäusl, über das auf Holz gemalte Bild der heiligen Barbara, über die langschwänzigen Teufel, die das Bett des „sterbenden Sünder's“ umlarneten. Es war ihr nicht nach Beten, das mochte Die erleichtern, die bedrückten Herzen herkommen.

Auf einem Stein unter einer Eberesche ließ sie sich nieder. Ihre Blicke suchten den Wald. Ein sanftes Flirren zog durch ihre Glieder, als sie ihn sah. Vor ihr ein langer Bau mit Jungföhren, in laubiges Licht getaucht von der sich abwärts neigenden Sonne. Als wären sie aus grauer Seide, erschienen die Matriebäume der Kiefernblische, freundliche Birken tauchten auf, da und dort glomm das rothe Blatt der Waldbrombeere. Links zog sich eine Fichtenwand hinab. Und gerade aus, weit unten, die Föhren. In dunklen Skuppeln schoben sich die Kronen zusammen. Und an den Stämmen lief züngelnde, loderte es empor bis unter die nebligen Nadelbüschel, roth, orange und gelb, huiit und doch den Augen ein Vabfal, das milde Licht des sterbenden Sommers. Und ungerade auch um ein Hauch.

Lene stockte der Athem. Als müßte sie dem pochenden Herzen den klopfenden Puls wehren, erschien es ihr. Und immer weiter wuchs das Bild. Ueber den Wald empor reichte der Tüll'n sein maßiges Haupt. Und weit über die Föhren hinweg drang der Blick, über helle Waldwiesen und glitzernde Wasserflächen, enge Schluchten tauchten auf, die das Licht durch den Wald gerissen zu haben schienen, einsame Wetter und Siebelungen auf weiter Rodung; über Hügel und Berge, Hänge und Lehnen zog sich der Wald bis hinauf, wo das Kaisergebirge mit blauem Gedämmen den Mahnen schloß.

Mit emporgeschobenen Händen schnellte Lene empor. Das war der Friede! Das Glück! Sie hatte ihre Heimath gefunden.

Im Wohnzimmer wurde es lebendig. Die Magd erschien und häuterte am Ofen herum; bald roch es nach dürrer, brennendem Heißig. Der Adipunkt stellte sich ein und pflanzte sich hinter den Ofen. Im Wald sei es schauerlich. Nichts als Schnee. Das Brechen habe schon begonnen. Nein, lebensgefährlich sei es da! Faktisch! Die Aeste-Dünger sol' fielen einfach herab wie Birnen vom Baum. Und ein Sturm würde das, habe der Förster gesagt!

Lene schloß die Thür zum Nebenzimmer. Franz

war gegen Abend eingeschlafen; vielleicht giug das Windstieber bald vorüber, wenn man ihm recht Ruhe gönnte.

Als der Förster kam, erzitterte das Haus schon ab und zu unter den Stößen des Nord-Ost. Beim Abendessen wurde kaum ein Wort laut. Zimmer wieder sprang der Förster auf und wanderte durch das Zimmer, seine Finger krampften sich ein, dumpfe Worte stieß er durch die Zähne.

Der Adipunkt verzog sich halb. Das Pfeifen und Säusen draußen wurde ihm unheimlich. Er wollte den Kopf unter die Bettdecke stecken, damit er nichts zu hören brauchte. Die Magd drückte noch etwas hinter dem Ofen, schüttelte den Kopf, um sich wach zu erhalten, gähnte und drückte wieder, und dann giug auch sie schlafen. Lene hatte sich im Nebenzimmer einen Strohsack hergerichtet, um auch während der Nacht dem Fiebernden nahe zu sein.

Zimmer stärker setzte der Sturm ein. Der Förster hatte sich in den Lehnstuhl fallen lassen und starrte vor sich hin. Jeder Sturmstoß, das Schlagen eines Fensterladens, das Klirren des Lampenglinders, der gegen den Blechschirm schlug, ließ ihn zusammenzucken.

Sein Wald!

Wie schön war er am Nachmittag gewesen, als der Schnee eine kleine Welle ausgekehrt hätte! Dieses frische Grün unter der dichten, weißen Decke! Gesund war er, kerngesund! Die kleinsten Büsche schon stämmig und der Hochwald geschlossen, wie ein einziges Kieferngebölge! Die paar Aeste, die gefallen? Pah! Hielten wie Eisen würde er, sein Wald. Aber der Frost, das Eis! Um Stamm, Ast und Zweig hatte es sich ja gelegt und ganz verschmolzen war es mit dem Schnee. Wenn da der Sturm ankam!

Siebens heiß fuhr es dem Förster zu Kopfe.

Der Langhan!

Ein Krachen, dann ein dumpfer Aufschlag im Garten vor den Fenstern, ein Schlagen an die Wand mit Nachrascheln und Krachen, daß das ganze Haus schüttelte.

Im Nu stand Oruber auf den Füßen. Wohl die halbe Krone des alten Birnbäumel war herabgebrochen.

Und blitzschnell, wie im Gewitterlicht, stand vor dem Förster kein brechender Wald. Wie lose Stangen fielen die einzelnen Fichten, herausgerissen mit all' ihren Wurzeln. Und in den Hochwald fuhr die Faust, und wie nach der Schmir knickte und brach sie die Stämme, in Mannes- und Hanshöhe und knapp unter den Wipfeln, daß die Spreißel starrten. Hundert Jungföhren zugleich faste sie

und drehte sie zusammen zu einem unlöslichen Wirbel. Vor ihr her jagte das Weillen und hinter ihr erstarr das Krachen, Brassen und Splitteln in einer aufschlagenden Schneewolke.

Auffschluchzend schlug der Förster die Hände vor's Gesicht.

So endete Lene's Hochzeitstag.

II.

Lene stand an der See, wo der Holzschuppen an Stall und Scheune sich lehnte, und blickte hinab auf das weite Land. Der noch etwas frische Westwind war gesättigt mit dem herben Geruch umgeborener Ackererde. In den hellen, dahinfliegenden Sonnenbändern erschienen tiefgrüne Wintersaaten, lichtere Wiesenflächen, Wasseradern, die wie Silber glänzten, Ochsengepanne, die langsam vor dem Pfluge dahinzogen, ganz in der Ferne die finsternen Thürme der Stadt. Und still und ruhig lag dieses weite Wellenland, wie halb verloren kam ab und zu der Gesang einer Lerche. Aber hinter sich vernahm Lene ununterbrochen eine Stimme, tief und mild zugleich, die Stimme des Waldes. Und wie klüber Orgelton spielte das Krachen der alten Föhren hinein, die sich über den Waldbrand ein Weniges hinaus gewagt.

Seit sie in Konradsreuth heimisch geworden, hatte Lene gar oft diesen Platz, der ihr eine so weite Uebersicht über das Egerland bot, aufgesucht. Schier in jedem der Dörfer, die da vor ihr lagen, hatte sie eine oder mehrere Bekannte, und wenn sie dann hinabjah, erinnerte sie sich ihrer und hielt im Geiste mit ihnen Zwiesprache. So stand sie in Vergangenheit und Gegenwart zugleich und fühlte sich niemals einsam. Ueberhaupt, es kam ihr vor, als wäre sie nie so zufrieden und glücklich gewesen. Als wäre in ihr etwas aufgeblüht, so frei und froh fühlte sie sich. Wenn sie an ihre dreißig Jahre dachte und in den Spiegel sah, mußte sie lächeln. Nein, gealtert war sie noch nicht! Ihre Wangen waren voller, ihre Gestalt frauenhafter geworden. Gesundheit und Lebenslust sprühten aus ihrem Antlitz.

Franz!

Lene wandte sich. Vor ihr stand ein schlanker, braunbärtiger Mann. Ein stilles Vächeln lag in seinen Mundwinkeln.

Der Landbriefträger war da. Gleich nach dem Mittagessen kommen „die Herren“ absposten! Der Herr Förster meint...

„Ja!... Ja!“ Lene schritt schon aus. „Ist noch viel?“

„Ein halbes Schock Sägeflöcher und über die hundert Klasten gutes Scheitholz; das andere ist



Wohl abgenommen, diejenige, die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...



Selbstverständnis! Sie haben es so verstanden vor der Nacht.

Wird besser überdacht. Was meint Ihr?

Oh! Da ist's schwer, was zu sagen. Ich die ganz kleinen Mann, wie das raus mag Bürgermeister sein, aber will. Mit seien die neuen Herren lieber. Selbstverständlich! Alles reiche dem. Und das nicht's Bräutigam, mein Lieber! Die Anderen die Notwendigkeit, die haben ja selbst nichts gehabt.

Aber, mit im Wald?

Schwind was austucht! Aufhört, gehen die nächsten Holzhändler nicht, ohne Boden lang in der Stadt run. Einer ist schmit mit nach in Hochwald hinaufgefahren.

Ein Balbrand zeigte sich eine Gruppe Männer. Hotel schon in den Hof, den alle Holzhauer grüßte und ging, kopfschüttelnd den Weg zurück, den er gekommen. Der Funktionär der alten Stadt, zog eine Klopffelle aus dem Futterkasten, begann zu pfeifen und machte sich über die grünen Wagenpöffer her.

(Fortsetzung folgt.)

und irgendwo einmals, erfinden, grünen, haben die immer Güter, denn haben imstande, aber nicht an deren Vorhandensein man glauben, wohlsondern als das ungewollte Resultat der Ueberzeugung und des fortwährend wirkenden, wenn auch wissenschaftlich genommen, irrenden Volksgeistes. Nur die Resultate der ägyptologischen Forschung konnte Uppert noch nicht benennen, doch gerade sie zeigen die Anfänge der Religion eines zivilisierten Volkes ohne jene mythologische Verunstaltung und Verballhornung, wie sie bereits bei Ägypten und Orichen zu finden sind und die der Wissenschaft bisher leider als das Wesen der ganzen Sache gegolten haben. Gerade diese Resultate aber gehören zu den wichtigsten Stützen der Seelenlehre und anderer mit ihr in Verbindung stehenden Anschauungen.

Ueber die ägyptischen altbekannten Göttersysteme oder Kreise ist sehr viel Wissenschaftliches geschrieben worden, je mehr sich aber aus den Hieroglyphen die Geschichte einer, das Leben und Denken der alten Ägypter andererseits zu entziffern beginnt, desto mehr zeigt sich, daß die früheren Gelehrten über jenen Punkt meistens Makulatur produziert haben. Es findet sich, daß diese Göttersysteme nicht das Produkt einer wirklich lebenden Volksreligion, sondern gemeinsame Arbeit der geschichtlichen Vorgänge und der Dichterei gewesen sind. Genau so ist ja die griechische Mythologie der großen Götter längst erkannt als mit dem Volksglauben in gar keiner Verbindung stehendes Produkt des dichterischen Geistes. Zum Glauben der Menge standen diese Anschauungen ungefähr im selben Verhältnis, wie die heutige Religion der sogenannten Gebildeten, von der doch auch nicht behauptet werden kann, daß sie sich mit dem Christentum des Volksglaubens deckt. Das Volk hielt in seinen alten Zeiten an seinen angestammten Orts- und Geschlechtsgöttern, Stammvater und Stammutter, fest und ließ Göttersysteme Göttersysteme sein, wie heute noch, wo das Christentum zwar das Göttersystem der Dreieinigkeitslehre den weiteren Stufen der Erz- und gewöhnlichen Engel lehrt, während das gläubige Volk den Bekehr mit seinen alten Geschlechtsgöttern, der Mutter Maria oder Anna und dem Vater in der Form des Heiligen vorzieht.

Es wird immer eine sehr merkwürdige Täuschung bleiben, daß man den Naturmythus für die Religion der Alten angesehen hat, — in der That war er das direkte Gegenteil derselben, ein Ferment, das sie zerlegte. Die älteste Religion nimmt, wie der heutige Spiritismus, der ihre Aufwärmung ist, ein fortwährendes Hin- und Hergehen der Geisterhände in die materielle Welt an, — der Naturmythus in seiner reinen Gestalt (in den Mythen liegt er nur mannigfach mit Aemern gemischt vor; die homerischen Gedichte wissen von ihm noch nichts) leugnet diese Geisterarbeit und stellt an deren Stelle große Naturkräfte oder Götter, — über ihnen aber steht die Moira, das Schicksal — immerhin eine Art Geistes. Der Naturmythus nimmt für die frühere Zeit ganz dieselbe Stelle ein wie heute der Pantheismus, Atheismus, „Nüchternheit“ etc. Nicht das Christentum hat das alte Heidentum zerstört, sondern — abgesehen von seiner gesellschaftlichen Unzulänglichkeit im Römerreich — der Naturmythus einer, die heidnischen Göttergeschichten andererseits. Man kann diese beiden sehr wohl Wissenschaft und Belletristik der alten Zeit nennen, denn daß die Göttergeschichten, hinter denen die moderne Philologie so tiefstimmige Dinge vernimmt, meist nicht mythisch, mystisch oder allegorisch anzufassen waren, sondern rein physisch, das wissen wir aus dem Abscheu des alten braven Plutarch und Anderer vor denselben. Der ganze Unterschied gegen heute ist, daß wir in der Literatur Zeus, Mars und Aphrodite durch den lebenslustigen Nüchternheitsbesitzer, den schneidigen Herrn Venantius und die Kokotte oder Ballettente ersetzt haben.

Aber gesetzt auch, die alten Völker hätten sich ihre Göttergeschichten im Grunde allegorisch so ausgelegt, wie die Mythologien wollen, — natürlich geschieht es von einigen Schriftstellern —, liegt denn für uns der geringste Grund vor, diese Auslegung als eine wirkliche Weisheit, die mit der Entdeckung dieser Geschichten im organischen Zusammen-

hange steht, anzunehmen? Wissen wir sie nicht vielmehr für Vermore einer verhältnismäßig vaterzeitlichen, irrationellen, nicht mehr verstandenen Traditionen wenigstens noch den Schein eines Verständnisses abzugewinnen? Es ist jedenfalls mehr des Schweiges werth, nachzuweisen, wo die Klaffen getrennt haben, als ihre oft recht schätzbare mythologische Beisatzung gläubig nachzubeten.

Ein klassisches Beispiel, wie es in alten Zeiten mit der Naturreligion steht, liefert die Reformaktion des ägyptischen Königs Amen-hotep IV. (etwa 1400 vor unserer Zeitrechnung). Er schaffte die ganzen alten in der Sonne oder sonst wo wohnenden Götter durch diese symbolisirten Götterabgötter Ptah, Anon, Ma, Hor etc. ab und führte die Verehrung der blauen Sonnengötter (den „Amunhotep“) dahin ein. Das sagt man gewiß, war eine wirkliche Naturreligion, die erlebende, belebende, ernährnde Kraft der Sonne, die unter aller Erhaltung ist, zu verehren, ist wahr, aufklärte und vernünftige Religion, und Amen-hotep war ein kluger und braver König! Aber dessen Zeitgenossen sahen genau, daß es sich darum gar nicht handelte, und auch wir wissen es jetzt, einfach aus dem neuen Namen, den sich der König an Stelle seines alten, mit dem gehassten Anon zusammengelesen, beilegte. Er nannte sich hinfür Chonsaten, das heißt: „Geist in der Sonnengötter“, — der gute Mann wollte also selber und in alle Zukunft ganz allein als Sonnengott verehrt werden. Was man als Naturreligion bewunderte, war nichts als Götterglaube und Egoismus. Wo es aber keine Naturreligion gibt, gibt es auch keinen echten Naturmythus.

Doch zurück zu den Sumeriern. Als dieselben in der obengenannten Zeit von den Bergen kamen und die Ebene besetzten, war von „Göttern“ irgend welcher Art bei ihnen noch keine Rede, sie huldigten damals vielmehr noch dem Schamanismus, dem heute noch die Völker ihrer Urheimath, Nordafrika, die Lurkämme eingeschlossen, anhängen. Der Schamanismus ist die unterste Stufe religiösen Denkens und Fühlens überhaupt, er hat seinen Namen von den Schamanen, den Zauberpriestern dieser Religion, wenn man sie schon so nennen will. — Der Mensch dieser Stufe stellt sich die Welt vor als bevölkert von einer Anzahl böser Geister, den Seelen der Verstorbenen, die zu pflegen er noch nicht gelernt, bzw. in seinem eigenen irdischen Dasein dazu gar nicht die Mittel hat. Jene bewohnen das unbebaute Land, die wüste Steppe, aber auch das Innere der Erde, das Wasser und den weiten Luftraum. Kaum im Dorf und Dörfchen ist der Mensch vor ihnen sicher. Sie bringen ihn alles nur erdenkliche Ungemach, Wasserfluthen, Erdbeben, Mißwachs, Thiersterben, Verluste aller Art, sie schlagen ihn selber mit Krankheit und Tod, besonders wenn sie noch durch Leute, die es verstehen, mittelst Zauber auf ihn geholt werden, — mit anderen Worten: wenn der Mensch behext wird. Durch gewisse Maßnahmen, Gegenzauber, besonders Reitation zauberkräftiger Sprüche kann der böse Einfluß wiederum gebrochen oder ganz abgewandt werden. Wer es ganz besonders gut versteht, mit den Geistern umzugehen und sie zu Ehre und Lasse zu bestimmen, ist ein Schamane (wörtlich: Herr der Geister), doch kann Jedermann die Beschädigung verhindern, der im Besitze der nöthigen Sprüche und Courage zu sein glaubt. Man ersieht hieraus, daß der Aberglaube unserer christlichen, aber zurückgebliebenen Gegenden dem Schamanismus nicht unähnelt, daß er vielmehr mit ihm ganz identisch ist, — daß sich die Irrreligion der Menschheit, die Anschauung, zu der sie naturgemäß zuerst kommen mußte, auch bei uns noch sich in schönster Blüthe befindet. Was wir von einem höheren Standpunkte aus Aberglauben zu nennen uns gewöhnt haben, ist der erste Glaube der Menschheit überhaupt.

Die ältesten Sumerier nannten ihre geistlichen Geister wani (wanu), illa und egi (Eigab, in, u, li, gi), das bedeutet: Herren, Mächte, eine Bedeutung, die die Germanen in aller Welt haben. Man erinnere sich, daß diese Namen für göttliche Wesen noch im Neuen Testament als Christenglaube

## Der Welt erste Kultur.

Von H. Sommer.

Vor zehntausend Jahren hat der Engländer Herbert Spencer auf Grund der bekannten ethnologischen Thatsachen, besonders der großen englischen und sonstigen Reiseberichte, eine neue Theorie über Religionsentstehung und Gottesvorstellung ausgearbeitet. Danach ist der Begriff des Göttlichen dem Menschen nicht durch eine unerkennbare „Eingebung“ gekommen, sondern entstanden aus dem Begriffe des Geistes, des dem Menschen in voller Realität sicht- und fühlbaren Geistes, nämlich des Gespenstes. „Gott ist ein Geist“, steht sogar in der Bibel. Der Geist (das Gespenst) wiederum ist ein Wiedersein des Verstorbenen (auch bei uns nicht, man die Gespenster meist in einem langen Pelzkleid, beziehungsweise stellt sie so dar) und das Resultat der Furcht vor dessen fortlebenden Seele. Die Seele ist der Geist im immateriellen Sinne und eine Abstraktion des sicht- und fühlbaren Lebens, insbesondere des „lebendigen“ Odems, mit dessen Schwunden auch die Seele vom Körper scheidet. Geist — Leben — Seele — Athem sind denn auch bei allen Völkern begrifflich wie sprachlich identisch. Die Religion ist stets in ihren Anfängen, überall überhaup nicht anderes als Seelenkult, Pflege der fortlebend geachteten Seelen. Aus den Seelen entstanden alle Götter. Natürlich konnte nicht jede Seele ein Gott werden, diese Ehre wurde nur den im Leben Mächtigen zu Theil. Bei der Familie, dem Geschlechte ist es die Stammutter, der Altvater, beim Stamm und bei größeren Gemeinwesen der Führer oder Herrscher, dem die Gottesrolle überkommt. Die Macht der Seele entspricht eben der Macht des Lebenden. Wer im Leben keine Rolle spielte, wird auch im Tode vergessen. Die vergöttlichten Personen müssen nicht immer entsprechend der späteren Gestalt gelebt haben, sondern können selbst rein nützlich sein, — der Begriff aber ist historisch, und durch den Gang der Geschichte wird auch das Schicksal, Aufsteigen oder Verschwinden der Göttergestalten beherrscht.

Der deutsche Kulturhistoriker Julius Poppert wurde in der „Neuen Welt“ schon mehrmals erwähnt, jedoch wurden die Anschauungen dieses echt materialistischen Forschers, der, vom Bewußtsein der Lebensfürsorge ausgehend, alle Kulturphänomene, auch die Religion, insbesondere ihre Anfänge, den Kult, zu begreifen sucht, noch niemals in derselben näher ausgebaut. Uppert gab obenwähnter Theorie eine sorgfältige, überraschende Ausdehnung, während Anwendung auf die germanischen Kulturvölker und Religionen, einschließlich des Christentums, um so interessanter, als Jedermann ohne wissenschaftliche Vorbildung, nur aus seiner Kenntnis der Volksanschauungen heraus, fast Alles selbst nachprüfen und vielfach ergänzen kann. Nach ihm ist alle Religion nicht als das Resultat einer irgendwenn









**Denigkeiten.** Nach dem Gemälde von F. Defregger.

Copyright 1896 by Franz Hanfstaengl, München.



\* \* Inselnriese. \* \*

Von Hans Leuss.

(Fortsetzung)

Das eingeborene Fürstentum in Ostfriesland nahm ein unruhliches Ende. Es regierte bis 1740, hatte aber schon vorher nicht viel Macht, sondern wurde von der Stadt Emden sehr im Schach gehalten und mußte sich bald an Holland, bald an die Hansestädte, später an Hannover anschließen, mit dem eine Erbverbrüderung zu Stande kam. Das Haus war arm, und als es ausstarb, war beinahe im Lande kein Mensch, dem es nicht schuldig war. Die Vorgänge bei dem Erlöschen des Hauses sind aber nach einer gewissen Seite recht interessant. Der letzte Fürst von Ostfriesland starb zur Zeit Friedrich's des Großen unter sehr merkwürdigen Umständen. Friedrich der Große hatte ein Auge auf das Land geworfen und sich, um es zu erlangen, mit den Bürgern von Emden verbündet, die sich mit dem Fürsten schlecht vertrugen. Am 10. April 1744 wurde zwischen den Bürgern und dem Könige ein Vertrag geschlossen, nach dem die Stadt alsbald nach dem Ableben des Fürsten Karl Eduard den preussischen König als Landesherrn proklamieren sollte. Am 13. Mai wurden die Urkunden ausgewechselt. Am 16. Mai wurde der erst 28jährige Fürst krank; am 26. Mai starb er unter Krämpfen. Seine Vaterschwester Friederike versuchte die Regierung anzutreten, aber Friedrich der Große, der sich in Befehl anstellte, ließ 500 Mann einrücken und besetzte das Land. Im Jahre 1815 wurde es durch Hannover eingetauscht und kam mit diesem 1866 wieder an Preußen.

Dieser kurze Ueberblick über die politische Geschichte der freien Friesen mag hier angeführt werden gegenüber neueren Versuchen, Alles, was Ubo Emmins über diese Freiheit erzählt, als Sagen und tendenziöse Märchen hinzustellen. Es entspricht sowohl dem Volkscharakter, wie den Ueberlieferungen, daß sich bei den Friesen aus dem alten nordischen Föderalismus, aus der Anarchie, die jedes Mann zu einem Staate für sich machte, zwar zunächst ein beschränktes einheimisches Königthum nach Art der nordischen, aber nach Beilegung der fränkischen Grafen eine republikanische Verfassung entwickelte. Jener freiheitliche Persönlichkeitsdrang steckt den Friesen noch im Blut. Sie bauen sich gern allein an und haben einen starken Drang nach wirtschaftlicher Selbstständigkeit.

Auch dafür liegen starke Beweise vor, daß die Friesen der Nordsee Küste sich noch in späteren Jahrhunderten der Freiheit nicht nur, sondern auch ihres einzigen freiheitlichen Verbandes erinnerten. In einem Seemann von Hörnum auf Sylt konnte demnach noch vor ein paar hundert Jahren der Plan entstehen, die Friesen der ganzen Küste zu einem Freiheitskampfe anzuführen.

Die gewaltigste aller Veränderungen, die je mit dem Lande der Friesen vorgegangen ist, mag als ein Beweis für das ökonomische Geschicksgesetz gelten: die Eingliederung des Festlandes änderte die Lebensart der Küstenbewohner von Grund aus. Neben dieser wirtschaftlichen Umwälzung geht allerdings die andere große geschichtliche That, die Kulturübertragung durch Mission, her. Niederländische Einwanderung machte der altfriesischen Sprache außer auf den Inseln Helgoland und Wangeroog und in den vom Meer eingeschlossenen bei Dierpen des Saerlandes ein Ende. An die Stelle trat das niederländische Niederdeutsch, vermischt mit frieschen Wortstämmen.

Die Bewohner des frieschen Festlandes wurden nach der Eingliederung aus Friesen Landwirthe. Sie, die zu Hause Jäger sein und sich halten, sind jetzt die größten Vieh- und Pferdezüchter Norddeutschlands. Eine alte Sage sagt sich rings um das Land, zum Theil tiefer als der Meeresspiegel, hinter hiesigen Deichen, zu deren Unterhaltung besonders Genossenschaften heißen mit „Verdrichtern“ an der Spitze. Die Marktstädter zeigen

einen breiten und starken, den Holländern verwandten Typus. Sie unterscheiden sich sehr von dem weiter im Lande angelegenen Geestbewohnern, d. h. den Sandbauern, und gar von den erst in den letzten Jahrhunderten angelegten Moorbewohnern. Das Moor ist durch Kanäle erschlossen worden, und blühende Kolonien sind an diesen Kanälen entstanden.

Am deutlichsten tritt die friesische Art, wie erklärlich ist, unter den Inselbewohnern hervor. Ihr Feld blieb die See. Sie sperrten das Meer nicht ab, sondern lassen heute noch ihre Wiesen alljährlich von der See überfluthen. Was oben von der Vergangenheit und dem Charakter des friesischen Stammes gesagt ist, trifft also auf diese vom Strome der Einwanderung, den Einwirkungen der Landesherrschaft und den ökonomischen Veränderungen durch den Deichbau weniger oder garnicht berührten „Eiländer“ insofern zu, als sich hier der ursprüngliche Charakter ihres Stammes echter behaupten konnte und nicht durch jene historischen Einwirkungen bedroht war.

Bis vor ein paar Jahrzehnten war der Boden der Inseln wenig beständiger als das Meer, das ihn umgiebt. In meinen Knabenjahren riß jede größere Herbstfluth einen starken Streifen im Westen hinweg und eroberte ihn für die See. Unten am Fuß der Düne wühlte der Novembersturm, und jede Welle nahm etwas von dem flüchtigen Sande mit sich, wenn sie zurückkehrte. Es war mir immer eine Wollust, einjam auf der Spitze der bedrohten äußersten Düne, etwa 30 Fuß über der an ihrem losen Fundament zehrenden Brandung, mich in den starken Nordweststurm mit dem Oberkörper hineinzuzeigen; der Sturm trug die vorgebeugte Brust, und der Knabe schloß sich zugleich im Kampf mit der wilden Natur und von ihr behütet, — eine janzende Lust hob ihn und seine Phantasien weit über die zerbrechliche Kraft des Kindes hinaus und erzog im Brausen und Toben der Elemente den Wagemuth, der die Friesen in die Ferne treibt. Ich weiß nicht, ob auf meine Genossen diese Natur auch so wirkte, denn es ist nicht die Art der Seemänner, von Gefühlen, Empfindungen viel zu reden, einfach deshalb nicht, weil über diese nicht reflektirt wird, — sie bleiben naiv und werden nicht zum Gegenstand der Betrachtung von Seiten Dessen, der durch sie bewegt wird. Aber ich halte den Schluß für zulässig, daß die naive Heldenmatur der Seefriesen, die den Knaben auf das Meer führt, in dem die Gebete jener Väter reichen, aus den Stürmen des Nordens ihre Nahrung zieht.

Alle Jahre um die Zeit der Herbst-Tagundnachtgleiche zog das wilde Heer Wodan's über die Eilande und brachte eine Sturmfluth. Sturmfluten, die an die bedrückte Vorzeit erinnern, haben sich unter den Friesen nicht erhalten; da Wodan, Odin, nicht ihre Stammesgottheit war, mag sich das leicht erklären. Im benachbarten Niederachsen ist Wodan, der wilde Jäger, Fackelberend, Hahnenhüne, d. h. der Himmelsreie, noch ein „lebendiger“ Gott. Im Solling hörten ihn die Bauern, die Nachts ihre Pferdeheerden in den Bergen weideten, noch mit dem wilden Heere reiten und murrenden halb ängstlich, halb erwartungsvoll die alten Zauberprüche, die den gespenstlichen Jäger veranlassen können, einen Theil seiner Heerde aus den Wolken fallen zu lassen.

Nichts dergleichen lebt in der friesischen Tradition, soweit ich sie kenne. Aberglaube genug wird fortgepflanzt in den Meinungen der Seemänner. Aber eine eigenthümliche Macht war dieser Aberglaube unter den Seefahrern gerade meiner Heimathinsel Spiereroog nicht. Dagegen erzählte man sich mit Spott, daß auf den Schiffen von Langeoog der Schiffsjunge ganz erbärmlich geprügelt wurde, wenn er das Sol-faß umfiel, — dann geht das Schiff unter; ebenso aufgestellt spottete man bei uns über Geippenier und hiesiges Kettenraffeln, an die man auf Langeoog glaubte.

Im November also kamen die Herbststürme und die Herbstfluten; Sturm und Wiese waren von der See bedeckt, sie lief bis in's Dorf, das mit den Dünen allzu weit aus den Wellen ragte. Wenn die Fluth zurückgetreten war, hatte sie die Grenzen der Insel im Westen sehr verringert. Weit hinter

dem Badestrand von heute, dort, wo nun die Wellen branden, habe ich als Knabe auf der Düne geessen und im Vorfrühling Möbener gebraten. Nach solch einer räuberischen Herbstfluth waren etwas solidere Unterlagen der Sandoberfläche bloßgelegt; in diesen Lehmschichten fanden wir dann uralte Spuren menschlicher Siedelung, Abdrücke von Pferdehufen und dergleichen. Seit wie viel Jahrhunderten mochte sie die Sanddüne bedeckt haben, bis sie nun wieder an's Licht kamen!

Denn die See, die im Westen nahm, gab im Osten. Sie spülte den Sand wieder an, und der Wind peitschte, legte ihn in langen, endlosen Streifen nach Osten zu, wo er sich wieder beruhigte und neue Flächen ansetzte oder mit Dünen bedeckte. So war also die Insel selbst, ihr Boden in einer beständigen Wanderung wie ein Gletscher; und diese Wanderung ging von West nach Ost. Sie erklärt die Entthüllung alter Wohnstätten durch den Nordweststurm.

Eine Sage, die bei uns von allen am bestimmtesten auftrat, behauptete, daß vor nicht allzu langer Zeitlängst die Nachbarinseln Spiereroog und Langeoog nur durch eine schmale Rinne getrennt gewesen seien. Sicher ist das richtig, nur fragt es sich, wie weit man diese Zeitlängst zurückdatiren muß.

Als die Römer nach Friesland kamen, als Plinius diese Küste besuchte, lag vor ihr neben mehreren kleineren eine damals noch große Insel: Burghana — Vorkum. Zu Zeiten der Karolinger, um 896, erfahren wir von der Insel Bant, die ebeneder noch ein Theil von Vorkum war, aber mehr und mehr von diesem getrennt wurde, bis sie im achtzehnten Jahrhundert ganz von dem Nutzen der Erde verschwand. Ende des siebzehnten Jahrhunderts trug sie noch Wiesen. Schon vor ihr war ein anderes, bei Norderney gelegenes Eiland Buitje weggeschwunden. Bei tiefer Ebbe tritt die Sandbank zu Tage, die von ihr übrig geblieben ist.

Ende des vierzehnten Jahrhunderts werden in einer Urkunde die Inseln erwähnt; Norderney heißt in der Urkunde Osterende, sie galt also noch als der Osttheil des Eilandes Buitje. Man kann aus diesen urkundlichen Thatfachen auf die schwankende Gestalt dieser Inseln ebenso schließen, wie aus den Entdeckungen, die bis zu den siebziger Jahren im letzten Jahrhundert gemacht wurden. Selbst hat der Mensch auch hier die Natur besiegt; an Stelle der dürrigen Mahregeln der Zeiten vorher, die eigentlich nur im Aufstehen von Sandhafer („Helin“) zur Konsolidirung der Sanddünen bestanden, ist die Befestigung des Weststrandes der Inseln mit ungeheuren Quaderbauten getreten, cyclopien Deichen aus Sandsteinblöcken und in's Meer vorgehobenen „Dünen“, d. h. auf Packwerk und dazwischen eingeräumten Pfählen niedergelegten, zu einem breiten Damme verbundenen Quadern. Ich erinnere mich, daß bei einer Herbstfluth auf einer solchen Düne 13 Quader, die etwa ein Meter lang, ein halb Meter breit und etwa 30 Zentimeter hoch waren, aus ihrem Lager zwischen den Pfählen gehoben und spurlos verschwunden waren.

Seit diesen mit einem Aufwand von Millionen ausgeführten Befestigungen ist der Abnahme der Inseln ein Ziel gesetzt. Die Zunahme im Osten dauert fort. In einer fernern Zukunft mag das ganze Wattenmeer zwischen Inseln und Festland als fruchtbare Marsch den Fluthen entrisen werden.

Es ist anzunehmen, daß bis gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts die „Verfassung“ der „Eiländer“ die altnordische Anarchie war. Thatsächlich ist das Negirtwerden eine Gewohnheit von ziemlich neuem Datum für die Inselbewohner. Allerdings fehlt es nicht an Verordnungen. Als die Girkena in Ostfriesland Herren geworden waren, setzten sie auf den Inseln Bögte ein und erließen „Rollen“; die älteste für Vorkum ist von 1574, die aber im Jahre 1628 erneuert wurde. Darin wurde der Gehoriam gegen den Bogt eingeschärft, aber aus den Urkunden des Archibis in Aurich geht hervor, daß es mit diesem Gehoriam schlecht ausfiel und die angeordnete „höchste Kugade Ihto Quader“ den Inselanern nicht viel galt.

(Schluß folgt.)



## Der Mahlknecht.

Erzählung von Wilhelm Schäfer.

Als der Vater vor dreißig Jahren gestorben war, gleich nach ihrer Hochzeit, waren sie reich gewesen. Das große Rad der Wechelmühle hatte mehr geklappt, als dem Christian recht war; der Milchmann waren zu wenig gewesen, und neben der Scheuer hatte die Frucht gestanden in hohen Haufen.

„Die Können das Duzend brauchen!“ hatte damals der Viehjakob gemeint, als er das erste Geschäft mit den jungen Leuten machte; denn es ging die Rede, daß in Thalhausen jeder rechte Ghestand auf vierundzwanzig Beinen laufe. Aber der Christian war einundsechzig Jahr alt geworden und die Hanne neunundfünfzig, die übrigen zwanzig Beine waren ausgeblieben, und doch saßen die Alten auf der Wechelmühle ärmer als der Viehjakob, der seine zweiundachtzig Jahre auf zerrissenen Sohlen schleppte und noch einen Schnappack dazu. Das große Rad war faul und schwarz geworden, und wenn die Hanne in den Stall zum Melken trippelte, war's nur Ziegenmilch, was sie heraus brachte.

Die Dampfmaschinen drunten im Hensburg'schen hatten's gethan.

Trogden war's gegangen, bis der Ambrosius kam. Es war an einem Dezembertag. Am Tage vorher hatte der Christian beim Holzmachen ein Bein gebrochen, und am Morgen stand der lauge, schwarze Mensch vor der kleinen Hanne im Hausflur und fragte nach Arbeit. Er sei auf der Wanderschaft und habe gehört, daß das Bein vom Meister nicht so fest gewesen wäre wie der Buchenfloß.

Die Hanne ging zum Christian in die Kammer. Und als sie heraus kam und ihm sagen wollte, daß sie's ohne einen Mahlknecht könnten, saß der Ambrosius schon auf der Bank und sein Ranzel lag neben ihm.

Sie solle nicht schwächen wie ein Nassauer. Eine Frau könn' keiner Mühle vorstehn, und ein zerbrochenes Bein erst recht nicht. Es war abgemacht, und jetzt solle sie ihm was zu essen geben.

Die Hanne wollte ihn verwundert angucken. Aber die schwarzen Augen lagen so schwer auf ihr, daß sie garnichts sagte und Brot und Handkäs holte. Der Ambrosius wuschte sein Taschenmesser am Hosenbein ab, und sie ging wieder zum Christian. Nachher war er schon in der Mahlkammer und guckte die Räder nach.

Sie wären an einen guten Strauch gerathen mit dem Ambrosius, meinten die Thalhäuser, die noch zur Wechelmühle kamen mit ihrem Korn. Die Hanne nickte dazu und meinte garnichts. Nur wenn der Christian fragte, wie's der Schwarze mache, jagte sie „Gut!“ Aber wenn sie den Ambrosius so wirtschafte und mit den Bauern umsprang, sah, dann war's ihr, als hätte sie keinen Mahlknecht, sondern einen Herrn in's Haus bekommen, als wär' sie auf einmal Magd geworden auf ihrem eignen Hof.

„Heut' will ich früher essen. Ich muß in's Dorf!“

So hatte der Christian nie gesprochen. Aber er hatte auch nicht die schwarzen Augen. Sie wußte nicht, warum sie's that; aber wenn dann der Ambrosius fertig war, stand auch das Essen da. Lohu brachte sie ihm nicht zu geben. Den nahm er sich selber. Die Bauern mußten bei ihm bezahlen, und er gab ihr, was sie brauchte.

Als der Christian wieder humpeln konnte, wollte er selber nach dem Mechten sehen. Er solle sich's nur gemüthlich machen, sagte der Schwarze und arbeitete ruhig weiter. Was häit' er daran, wenn er ihm jetzt kündigte? Ein gesundes Bein käm' besser mit der Arbeit zurecht, als ein steifes. Und zudem wär's jetzt Winter, und er hätte keine Lust auf die Landstraße.

Und wie's der Hanne gegangen war, so ging's auch dem Christian. Er wußte nicht, warum er's that; aber er nickte bloß mit dem Kopf und tappte zur Hanne. Die guckte ihn an, und ihre Augen klagten: es ist ein Weiden! Aber ihr Mund sagte

nichts. Sie ging an ihre Arbeit. Und der Christian half, wo er konnte. Und als der Viehjakob am Ersten kam und die Zinsen holen wollte, war nichts da. Sie mußten ihm eine neue Weise verschreiben und waren noch froh, daß der Schwarze nichts davon merkte. Er hätte sie nur angefahren dazu. Und wie's ihn packte, wenn er zornig war, das hatten sie gesehen, als der Gemeindefranz ihm am Mahlgeld abziehen wollte und er ihn mit ausgestreckten Armen an den Milchgraben trug und hineinwarf, daß er kaum wieder heraus konnte.

Alle Tage wollten sie zum Bürgermeister und kamen doch nicht hin. Der Winter ging herum. Und der Sommer dazu. Der Ambrosius blieb da. Und wer als Fremder auf die Mühle kam, hielt ihn für den Miller. Was zu arbeiten war, das that er und noch mehr dabei. Auch hätte ein Sohn nicht besser zu ihnen sein können. Wenn nur mehr Geld aus ihm gekommen wär'. So hinkte der Viehjakob von Vierteljahr zu Vierteljahr heran, und jedesmal ging eine neue Weisenverschreibung mit ihm.

Und als im sechsten Jahr nach dem unglückseligen Weinbruch der erste Novembertag über Thalhausen jagte, saß drunten in der Wechelmühle der Viehjakob auf der Ofenbank und klagte mit zerrissenen Worten und verzweifelten Gebarden über seinen Sohn, der so hartherzig sei und die Mühle verkaufen lassen wolle. Lang genug habe er damit gewartet — hätte der Sohn gesagt — und wenn er heute das Geld nicht mitbrächte, auf den Pfennig genau, dann käm' der Gerichtsvollzieher morgen in's Haus.

„Ja, es ist ein grausamer Mensch, mein Sohn, ein grausamer Mensch, der nicht kennt, wie's geht 'nem armen Mann, der keine Barmherzigkeit hat und keine Seel' im Leib!“

So schloß er mit gehobenen Händen und sank gebrochen durch die Erinnerung an die Schritte des Sohnes ineinander, stützte den schmutzigen Kopf in die gelben Hände und schluchzte fast vor Gram und Empörung.

Die beiden Alten saßen nebeneinander auf der Tischbank und hielten ihre verarbeiteten Hände gefaßt. Die Hanne weinte, daß die Thränen durch die braunen Runzeln tropften. Der Christian wollte sie trösten und weinte auch.

Draußen riß der Novemberturm die letzten Blätter vom fahlen Geißt und beklagte sein eigenes Zerfallenswerk mit Seufzen und Heulen. Der Viehjakob stand jammern auf, beschuldigte sich vor Gott und den Menschen ob seines grausamen Sohnes und wartete hinaus in den lauen Abend.

Am die Beiden war es still. Bis plötzlich oben Tritte hallten und der Schwarze die Treppe herunter kam. Die Alten starrten ängstlich zur Thür, wie Kinder, die Strafe erwarten. Er trat herein, rasch und drohend.

Was der Alte bei ihnen gewollt häit' und warum sie heulten? Ob sie dem Viehjakob was schuldig wären?

Der Christian ließ den Kopf auf den Kittel sinken, und die Hanne sagte leise „Ja“. Ein rautes, hastiges Fragen kam, und ein schenes, gequältes Antworten, bis der Schwarze Alles wußte. Er war roth geworden wie eine Stockrose und seine Fäuste hatten sich geballt. Warum sie ihm nichts gesagt hätten? Dann wär's nicht so! Kein Stück hätten sie zu verkaufen brauchen. Dafür häit' er schon geforgt. Nun saßen sie da. Der Viehjakob wär' ein Blutlanger.

Sie hörten seine Zornrede und sagten nichts. Bis er mitten im Satz abbrach und nach dem Viehjakob fragte. Wohin er jetzt wäre?

„Nach Gethausen zu,“ sagten sie. Und er ging hinaus.

Sie horchten seinen eiligen Schritten nach, bis sie im Klauschen der Kette, im Klappern der Fensterräden vergingen. Dann sanken sie in sich, schwer und stumm. Nur ihr Athem war zu hören. Und

der Athem ging langsam und dumpf, wie wenn eine Niesenspinne durch's Zimmer gekrochen käme, unsichtbar und vernehmlich.

In der Nacht fiel heftiger Regen. Die Alten lagen im Bett mit offenen Augen und hörten jeden Tropfen, bis der Ambrosius kam, spät gegen Mitternacht. Er riegelte die Hausthür zu und ging die Treppe hinauf. Dann war sein schwerer, unruhiger Schritt über ihnen, bis der Regen aufhörte und der Morgen kam.

„Christian!“ sagte die Hanne einmal flüsternd in der Nacht und faßte nach seiner Hand.

„Hanne!“ flüsterte der Christian zurück. Und dann waren sie wieder still, Jeder mit seiner Angst und seiner Sorge. Als das erste Grau in's Zimmer kam, standen sie auf. Die Hanne blieb in der Küche. Der Christian ging hinaus und hackte Holz. Der stumpfe Blick hing an dem halbfaulen Hautloß, und das Hackmesser klapperte ohne Unterlaß, kraftlos und gleichmäßig.

Ganz spät sah er den Ambrosius vorbei gehen. Er starrte ihm nach, bis der schwarze Sonntagsrock hinter den Tannenstämmchen verschwunden war. Er hörte nicht auf zu hacken und dachte nur immer, ob denn heute Sonntag sein könnte, wenn doch gestern erst Dienstag war. Bis die Hanne plötzlich vor ihm stand, fiebernd, mit angstgroßen Augen, und an ihm riß mit zappelnden Händen.

Der Ambrosius wolle weg. Er sei zum Abmelden, und oben in der Kammer — ihre Stimme wurde zum Flüstern — in der Kammer liege Geld, viel Geld eingepackt. Sie häit' es gesehen. Und das Geld gehöre ihnen. Das sei ihnen weggenommen.

Der Christian sah sie lange an, stumm mit unendlicher Traurigkeit in den blöden blauen Augen. Dann ließ er das Hackmesser fallen und tappte zur Hausthür. Sie trippelte hinter ihm her. Er ging die Treppe hinauf, still und ruhig. Sie wollte ihm folgen und konnte nicht. Auf der untersten Treppstufe hoffte sie nieder. Die angstgroßen Augen starrten schwer auf die grauen Steinstufen, und ihre Unterkiefer bewegten sich auf und ab, wie wenn sie kante.

„Weg, Hanne, weg!“

In stürzender Hast kam er die Treppe herab, fast über sie weg, ein kleines Säckchen umklammernd. Sie tappte ihm nach in's Zimmer.

Da stand er am Tisch, gebückt und bleich mit unstätten Händen. Gold! Entsetzlich viel Gold. Und Scheine! Hundert — tausend. Und hundertundtausend!

„Du hast gestohlen, Christian!“ jammerte die Hanne und fiel fast zu Boden.

„Ich hab' gestohlen! Ja.“ Und seine Stimme war hell wie Porzellan, das mit dem Messer geschlagen wird. Dann brach sie entzwei. „Hanne!“ Und dann kam es flüsternd, heißer, und die Augen flackerten dazu: „Komm! In den Garten. Begraben.“

Er sah über den Tisch weg, blöde und wirr, und seine kraftlosen Hände raffen in's Säckchen, daß die Münzen klirren und klamperten.

Dann war er hinaus. Die Hanne wollte sich am Tisch festhalten, griff mit den Händen in die Luft und schlug mit dem Kopf hart gegen die Platte. Draußen am Fenster zankten zwei Spazier um ein Stückchen Brot, flatterten und schrieen und flogen fort. Aber das Weinen in der Stube blieb, tief, wie aus dem Grabe.

Die Thür wurde geöffnet, zaghaft, und für Auf. Der Christian blickte herein, sehen und verstört. „Komm!“ flüsterte er selbst, und ein Lächeln lag um seine schmerzschlafenen Lippen. „Komm, wir müssen fort!“

Sie hob den Kopf wie im Schlaf. „Komm, Hanne! fort!“

Er faßte sanft ihren Arm und zog sie auf. Dann gingen sie, Hand in Hand wie Kinder, er immer ein Stück voraus, durch den Flur über den



Nof, an dem Mählhaus vorbei über den Bach, um die Tannenheiden herum an den Wald, durch das Brombeergestrüch hinein in den feuchten Schatten, den Abhang hinauf, Schritt für Schritt, schweigend, wie im Traum.

„Christian!“ Die Hamme fiel mit einem Ruck in die Knie und riß an seinem Arm, daß er vornüber auf den Abhang schlug. Von oben kam ein Rauschen, wild, geheht. Der Schwarze in Kiefernspriegen auf sie zu, die Augen groß und weiß, die Kiefer hängend wie lahm, den Kopf weit vorgestreckt. Jetzt war er bei ihnen, raste vorbei, hinab zur Mühle. Wieder kam das Rauschen. Der Förster in tollen Sägen durch das feuchte Laub bergab. Die Hunde mit ihm, wild und kläffend, über sie weg, hinab zur Mühle.

Sie standen auf wie Kinder, die nicht aus dem Schlaf finden können, und folgten hinab.

„Faß! Karo, faß!“ Der Schwarze war gestolpert. Die Hunde über ihn. Ein schwarzer Knäuel. Die Kläffer wurden zur Seite geschleudert. Die Kiefernspitze erhob sich, das Holzbeil in der Hand, hoch aufgereckt dem Förster entgegen. Die Alten sahen den Mlig, den weißen Dampf, sie hörten den bröhnenden Knall weithin durch den fahlen Morgen irren, und fielen vor Schreck den Abhang hinab.

„He!“ rief der Förster und winkte. „Schnell!“ Der Christian sprang auf wie ein gescholtener Knabe. Die Hamme hinter ihm her.

„nen Strick! Schnell!“ Die Hamme trippelte hin und her und fand nichts. Der Christian stand und starrte auf's dicke Blut, das roth aus dem schwarzen Rost des Ambrosius quoll, roth in's Herbstbraune Gras.

Endlich brachte die Hamme ein Seil. „Den Viehjakob erwürgt!“ erklärte der Förster und knetete die schlaffen Flüße aneinander. „Gestern Abend. Mein Junge hat's gesehen. Da gleich im Grund, an der Brück'. In der Eck verscharrt. — Bei ihm bleiben! Bis der Bürgermeister kommt!“

Er lief zurück, und sie waren allein bei dem Schwarzen. Sie sahen das stehende Blut und den weitgeöffneten Mund. Ihn der Mund begann zu schnappen. In den Augen quoll das Weiße. Der Kiefernkörper zuckte hoch, stand halb auf den Füßen und schlug schwer vornüber zu Boden.

Hamme fiel mit. Christian tastete nach ihrer Hand und sank in die Knie. Dann kamen Menschen.

Er lebte noch einen ganzen Tag und konnte gerichtlich vernommen werden. Das Gold aus dem Schnappack des Viehjakob habe er vergaben. Was in dem Leinwandstück sei, gehöre den Alten. Darauf schwor er einen Eid und starb.

Die Beiden schworen, daß es anders wär. Der

Christian gab sich selber als Stehler an, und die Hamme bezugte es.

In dem Stüchlein waren sechsundvierzigtausend Mark. Die Hälfte wurde den Alten zugesprochen, das Andere den Erben des Viehjakob. Aber die Erben fanden sich nicht. Der Alte war einfar gewesen und hatte nie einen Sohn gehabt, sein Leben lang.

Die Beiden kamen vom Gericht zurück, Hand in Hand, wie Kinder. Sie hatten ihre Mühle wieder und noch dreißigtausend Mark dazu. Aber sie wurden nicht froh dabei. Es war ihnen, als wäre nun erst ihr Vater gestorben, und sie sollten sich allein zurecht finden in der Welt.

Sie verkauften Alles und zogen in's Dorf. Die dreißigtausend Mark legten sie beim Bürgermeister an. Sie nahmen nie einen Pfennig davon.

Und sie wurden alt und hörten noch manchmal von dem schwarzen Ambrosius sprechen und waren erst wie Kinder. Und als er sich legte mit sechsundfünfzig Jahren und nicht mehr aufstand, ging sie noch einen Tag herum, still und sonderbar. Und am Abend war sie ganz bei ihm.

Als die Thalhäuser vom Kirchhof kamen, sprachen sie noch einmal von dem unheimlichen Mählweid. Später gingen die Jahre drüber, bis er vergessen war.



Der Frühling blüht.

Der Frühling blüht! Herz — war er je so schön? Lag je ein solcher Schimmer auf den höh'n Und in den Thälern solch ein lieber Glanz? Ein jeder Baum trägt seinen Blütenkranz — Auch du, mein Haupt, willst unter grünen Zweigen Dich ahnungsvoll dem Glück entgegen neigen!

Die beiden Hände drück' ich auf die Brust — Ist's Schmerz, der drinnen lodert, ist es Lust? Ach, wunderbar verwoben und verwebt Ist Beides mir, und meine Sehnsucht schwebt Darüber hin, aus dieses Frühlings Zagen In der Erfüllung Frieden mich zu tragen.

Hans Ritter.

Benachrichtigen. Es ist um die Sommerzeit. Die Broni hat es gesehen, daß der Postbote dem Agert einen Brief gebracht hat. Ein Brief in immerhin schon eine so kostbare Neuigkeit, daß es sich verlohnt, die Fremdbriefe auf ein halbes Stündchen zu einem Plätzchen zusammenzurufen.

Kannst du das Agert den Brief lesen lassen. Die die selbe Jagd waren die vier Fremdbriefe herein- gebracht und hatten es sich auf Stahl und Pant be- geben gemacht.

„Eine Neuigkeit?“ „Vom Schatz, gel!“ „Agert, was doch war!“

„Es ist das Agert ein wenig verstimmt, dann aber las sie doch. Ihr Schatz, der als Schreiber nach Norddeutschland gegangen war, hatte geschrieben. Es getreue ihm dort recht gut und er dachte nun ernstlich an's Heimgehen. Zum Herbst sollte das Agert kommen, denn wollten sie Hochzeit machen.“

Wunderlich lauschten die Fremdbriefe. Die eine an der Fremdbriefe lächelte vor sich hin; sie dachte nach nicht Alles, was da in dem Briefe steht. Die andere auf der Hand verpacken schon mehr. Die Fremde kann gar nicht genug hören von den Wunder- dingen in Norddeutschland. Ihre Nachbarin macht ein etwas ungläubiges Gesicht; so gar viel schon wird es dort haben ja auch nicht sein. Die Broni lehnt nachlässig auf ihrem Stuhl; sie freut sich von Herzen über das Glück der Fremden.

Dem Agert aber lag die helle Freude über das ganze Gesicht.

Ein Hyänenknochen in Südafrika. In den Landestheilen Südafrikas gehören die Hyänen. Ihre Furchen in grey- n- les; sie wagen es, in kühler Nacht das kalte einen Schritt von dem Jode aufgehängte Fleisch zu fressen.

„Aus Befreiung.“ Eine Geschichte von Hans Ritter. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

und können dem ermüdeten Jäger kaum Ruhe durch ihr unheimliches, prustendes Lachen. Man fängt sie meistens in Schlaglöchern. In der Nähe des Feltes werden einige Dornbüsche umgehauen und hufeisenförmig so zusammen- gelegt, daß der Eintritt nur von einer, der offenen Seite möglich ist. In diese Oeffnung wird das sehr starke Schlagseil gestellt, sorgfältig mit Sand und Gräsern bedeckt, während an der entgegengesetzten Seite der Köber gelegt wird. Vorher wird in der Umgebung etwas Ab- geerntet, oder es wird der Mauer einer Umzäun- in der Nähe über den Boden geschleift, um den scharf- rindenden Thieren den Weg anzudeuten. An der Kette des Schlagseils befestigt man zur Verankerung ein wuchtiges Stück Holz.

Jetzt hat man nur zu warten. Allmählig neigt sich die Sonne zum Untergang; das Abendessen wird ein- genommen und man legt sich um das Lagerfeuer, nachdem die letzten Sonnenstrahlen verschwunden sind, um nun unter gemüthlichem Geplauder, bei einer Pfeife Tabak und einem Nachtrunk sich von den Strapazen des Tages zu erholen. Die Kaffern haben ihr Feuer in einiger Ent- fernung, sitzen und liegen herum und sind noch mit ihrer Mahlzeit beschäftigt; dann wird die Daggapfeife hervor- geholt, und nun raucht und kichert die ganze Gesellschaft, das es laut wiederhallt. Unter dem narrotischen Einfluß des Daggas rühmen sie sich ihrer Heldenthaten und be- fingen die Hyäne, die sie zu fangen hoffen.

Säuer und dunstet wird es. Vereinzelt hier und da der Schrei eines Vogels; in der Ferne das Geschrei des Schakals und das helle Gebell der wilden Hunde. Da — auf einmal ganz in der Nähe das Lachen einer Hyäne — allerbald Stimmen antworten; überall scheint es von diesen Tieren belebt. Wir sitzen still und schauen uns gegenseitig an.

Da klappt das Eisen! Auf sind Alle! Kerzen herbei- geholt, flammende Fackeln und Gewehre, und fort geht es über Steine und Gerümpel. Das Fauchen und Knirschen der Föhne zeigt uns den Weg und nach einigen Suchen steht das wütende Thier kaum zehn Schritt vor uns. Mehrere Schüsse knallen und es sinkt todt zu Boden. Runt Mann schreien es zum Zeit, wo es bis zum nächsten Morgen liegen bleibt, um abgeholt zu werden. Bei letzter Arbeit unterjuchen die Kaffern das ganze Thier. Das Herz, die Leber, das Fett der Gedärme werden sorgfältig als Arznei aufgehoben; einige Knochen werden ausgeschliffen. Das Fell des Thieres war so zübe, daß dort, wo das Schlagseil gefaßt hatte, kaum eine Verletzung zu sehen war. (Aus: „Draussaal, das Land und seine Hebevölkerung.“ Von Dr. Wilhelm Sallentia. Berlin, Hermann Walter.)

Klasse von Nebelflecken. Die nähere Erforschung der Nebelflecken führt immer mehr zu der Ueberzeugung, daß in ihnen eine sehr viel größere Masse, also sehr viel mehr Stoff vorhanden ist, als in den zahlreicheren Sternen und Sternhaufen, die doch so ungeheure Zusammen- setzungen von Stoff darstellen. Betrachten wir zum Bei- spiel die sogenannten Außennebel der Plejaden. Die Plejaden oder das Siebengehirn sind jener bekannte

Sternhaufe im Sternbild des Stieres nordöstlich vom Orion, das einem schwachen Auge als schwacher Licht- schimmer erscheint, während ein gutes Auge hier sieben einzelne Sterne unterzeichnet und im Fernrohr fünfzig bis sechzig gezählt werden. Im Jahre 1863 machte ein Amateur-Astronom, Goldschmidt in Paris, die Beob- achtung, daß die Umgebung der Plejaden von sehr schwach leuchtender Nebelmaterie erfüllt sei. Anfangs stark in Zweifel gezogen, ist diese Entdeckung schließlich durch die Untersuchungen von Herschel bestätigt worden. In der zweiten Hälfte der achtziger und in den neunziger Jahren sind diese Nebelmassen mehrfach in Europa und Amerika beobachtet und photographisch fixirt worden, und es unter- liegt heute keinem Zweifel, daß die ganze Umgebung der Plejaden mit Nebelmaterie erfüllt ist, welche in sich zu- sammenhängend ist und wahrscheinlich auch mit den inneren Nebeln und den Sternen der Plejadengruppe in Zusammenhang steht.

Die Entfernung dieser Gruppe und des Nebels sind uns vollkommen unbekannt, wir können höchstens aus der Lichtstärke oder vielmehr Lichtschwäche der Sterne einen ungefähren Schluß auf ihre Entfernung machen. Nun ist der Sirius vierzig Mal heller als der hellste Stern der Plejadengruppe, Alhione, dessen Licht dem des Sirius ungefähr gleichartig ist. Nimmt man daher für beide Gestirne einen nicht allzu verschiedenen Zustand des Leuchtens an, so würde die Entfernung der Plejaden etwa sechs Mal so groß sein, als die des Sirius. In einer solchen Entfernung müssen die meisten der kleinen Nebelwolken, aus welchen die verhältnißmäßig zusammen- hängenden Nebelmassen bestehen, sich über einen Raum erstrecken, der mindestens zehn Mal so groß ist, als der Durchmesser der Erdbahn. Denkt man sich die ungeheure Masse, die in unserer Sonne angehäuft ist, auf den Raum einer solchen immer noch klein zu nennenden Plejaden- wolke ausgebreitet, so würde die Masse sich so fein ver- theilen, daß sie mindestens 8000 Billionen Mal dünner sein müßte, als unsere atmosphärische Luft.

Wie soll Materie in einem solchen Zustand leuchten können, und zwar so intensiv, daß wir in einer solchen Entfernung auf der Erde das Licht noch wahrzunehmen vermögen? Aus dem leuchtenden Zustand müssen wir unbedingt folgern, daß die Materie bedeutend dichter ist; dann aber muß ein solches Nebelwölkchen Stoffmassen in sich enthalten, welche die unserer Sonne um viele Millionen und selbst Billionen Mal übertrifft.

In vielen Stellen des Himmels sind während des letzten Jahrzehnts zahlreiche ausgebreitete Nebelmassen nachgewiesen worden. Daher kann man als gewiß an- nehmen, daß der noch nicht zu eigentlichen Sternen ver- dichtete Stoff im Weltraum der Gesamtmasse der Sterne nicht nur gleichkommt, sondern sie erheblich über- trifft. Eine genauere Festlegung dieser Thatsache, nament- lich auch nach ihren Zahlenwerthen, ist wichtig für die Erklärung der Bewegungen in der Fixsternwelt, die durch- schnittlich größer sind, als man aus der gegenseitigen An- ziehung der sichtbaren Sterne annehmen sollte. — bt.

Nachdruck des Inhalts verboten!